

PETER M. HEJL

MEDIENWISSENSCHAFTEN UND WAHRNEHMUNGSBIOLOGIE.

ZUM PROBLEM EINER NICHT-BEZIEHUNG¹

1. Einleitung

Sicher nimmt jedermann in einem gewissen Maße an zu wissen, wie Wahrnehmen und Handeln funktionieren. In diesem Sinne gab und gibt es natürlich seit jeher auch Beziehungen zwischen „den Medienwissenschaften“ und „der Wahrnehmungsbiologie“. Wir orientieren uns alle in vielerlei Zusammenhängen mit Hilfe von Alltagsvorstellungen, die auch Annahmen darüber enthalten, wie wir wahrnehmen. Solche Annahmen und Überzeugungen sind teilweise sogar zu Netzwerken verbunden, so dass man von „Alltagstheorien“ oder von implizitem Wissen² spricht.

In den letzten Jahrzehnten sind überdies eine Reihe von Kenntnissen und Fragestellungen aus verschiedenen Disziplinen, die an Wahrnehmungsproblemen arbeiten, in andere Wissenschaftsbereiche übernommen worden. Freilich scheint es angemessen zu sein, diese Übernahmen mit der Metaphorik der „Diffusion“ oder des „Sickerns“ zu charakterisieren. Sicher war dies keine „Rezeption“, wenn man „Rezeption“ als einen kontrollierten Prozess versteht. Genau hier liegt das Problem der Beziehung zwischen Medienwissenschaften und den biologischen Arbeitsgebieten, die sich mit Wahrnehmungsfragen beschäftigen. Diese Tagung zeigt, dass das Problem gesehen wird und dass es Forscherinnen und Forscher gibt, die es angehen wollen.

1 Der Text beruht auf dem gleichnamigen Beitrag zur Tagung des SFB/FK 615 und knüpft an die argumentative Form des Vortrags an.

2 Vgl. dazu Polanyi, Michael: *Implizites Wissen*, Frankfurt a.M. 1985 (zuerst veröffentlicht 1966 als *The Tacit Dimension*); Rammert, Werner: „Die Form der Technik und die Differenz der Medien. Auf dem Weg zu einer pragmatistischen Techniktheorie“, in: ders. (Hrsg.): *Technik und Sozialtheorie*, Frankfurt a.M./New York 1998, S. 293-326.

Meine These lautet: *Medienwissenschaftliche Einsichten könnten durch eine Zusammenarbeit mit Wahrnehmungsbiologen theoretisch und empirisch besser fundiert werden. Dies würde für Teilbereiche eine kumulative Wissenszunahme ermöglichen und die Anwendbarkeit (kommunikations- und medienwissenschaftlicher Forschung verbessern. Der zweite Teil der These lautet: Die Probleme, für die die Medienwissenschaften Lösungen und Erklärungen suchen, sind so zentral für das Verständnis menschlichen und sozialen Verhaltens, dass sie auch die Wahrnehmungsbiologie herausfordern.*

2. Die betroffenen Disziplinen und wissenschaftlichen Arbeitsgebiete

Um welche Arbeitsgebiete oder Disziplinen geht es, wenn hier von „Medienwissenschaften“ bzw. „Wahrnehmungsbiologie“ die Rede ist? Zwei Aufzählungen mögen zunächst genügen, für die ich natürlich keine Vollständigkeit beanspruche.

Im Bereich der Medien- und Kommunikationswissenschaften lassen sich vor allem drei Bereiche unterscheiden. Erstens gibt es die Publizistik(wissenschaft) oder auch „Kommunikations- und Medienwissenschaft“ als Nachfolgerin der Zeitungswissenschaft.³ Sie deckt zusätzlich einen Teil der wissenschaftlichen Beobachtung und Analyse von Radio, Fernsehen und digitalen Medien. Stärker geisteswissenschaftlich orientiert ist dagegen die Filmwissenschaft, wobei es vielfältige Überlappungen mit der Publizistik, aber auch der sich explizit als Medienwissenschaft auffassenden Disziplin gibt, die durch die Verallgemeinerung besonders des Mediencharakters von Schrift aus den Literaturwissenschaften entstanden ist. Die Siegener Medienwissenschaft ist ein Beispiel dafür, auch wenn sie seit vielen Jahren insbesondere Fernsehen und Film einbezieht. Die dritte Gruppe wird durch die betriebswirtschaftliche, soziologische und politikwissenschaftliche Kommunikations- und Organisationsforschung gebildet.⁴ Auch wenn hier die Medien weniger im Vordergrund stehen, so ist doch die Bedeutung der Kommunikation und

3 Zur Vielfalt der Bezeichnungen siehe <http://www.dgpuk.de/allgemein/selbstverstaendnis.htm#Gegenstand>.

4 Vgl. als Überblick: „Konzeptionen der Medienwissenschaften I. Kulturwissenschaft, Film- und Fernsehwissenschaft“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)*, 33, 132 (2003); „Konzeptionen der Medienwissenschaften II. Sozialwissenschaften und Informatik/Design“, in: *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik (LiLi)*. 34, 133 (2004).

ihrer Randbedingungen unbestritten, was natürlich nicht ohne Medien möglich ist.

Bei der Wahrnehmungsbiologie sind vor allem die Hirnforschung zu nennen, soweit sie sich mit Fragen der Wahrnehmung, ihrer Verarbeitung und Umsetzung in Handeln (einschließlich kommunikativem Handeln) beschäftigt.⁵ Hierher gehört aber auch die an die populationsgenetische Evolutionstheorie anknüpfende Soziobiologie⁶, die Verhaltensgenetik sowie die Evolutionäre Psychologie⁷, die sich seit eineinhalb Jahrzehnten in der Auseinandersetzung mit behavioristisch-kulturistischen Lerntheorien und einer ganzheitlich motivierten Ablehnung lokalisationstheoretischer Überlegungen gebildet hat. Schließlich ist in diesem Zusammenhang auch die Evolutionäre Kulturanthropologie zu nennen. Sie hält an der Eigenständigkeit der kulturellen Ebene fest, relativiert sie aber im Rahmen dualer Vererbungsmechanismen (vereinfachend formuliert: kulturelle Vererbung durch Lernen und biologische Vererbung durch Reproduktion), die ihrerseits zumindest teilweise als evolviert und einander beeinflussend verstanden werden.⁸

5 Vgl. dazu die Beiträge von Roth, Gerhard: *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*, Frankfurt a.M. 2001; Fehle, Manfred in diesem Band, S. 61-109; Altenmüller, Eckart in diesem Band, S. 139-155; Pawelzik, Klaus: „Ist die Wahrnehmung von Schönheit biologisch erklärbar?“ (Vortrag Jahrestagung „Wahrnehmung – Kognition – Ästhetik“, SFB/FK 615, Siegen 2003).

6 Vgl. dazu die Standard Einführung von Voland, Eckart: *Grundriß der Soziobiologie*, Stuttgart/Jena 1993 und sein Beitrag „Das ‚Handicap-Prinzip‘ und die biologische Evolution der ästhetischen Urteils kraft“, in diesem Band, S. 35-60.

7 Umfassend dargestellt und diskutiert wird die Position in: Barkow, Jerome H./Cosmides, Leda/Tooby, John (Hrsg.): *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*, New York/Oxford 1992; Buss, David M.: *Evolutionary psychology. The new science of the mind*, Boston 1999; Barrett, Louise/Dunbar, Robin/Lycett, John: *Human Evolutionary Psychology*, London 2001; Miller, Geoffrey F.: *Die sexuelle Evolution. Partnerwahl und die Entstehung des Geistes*, Heidelberg/Berlin 2001; Kenrick, Douglas T./Luce, Carol L.: *The Functional Mind. Readings in Evolutionary Psychology*, Boston 2003; Gaulin, Steven J. C./McBurney, Donald H.: *Evolutionary Psychology*, Upper Saddle River, New York 2004.

8 Wichtige Vertreter sind R. Boyd und P. J. Richerson (Boyd, Robert/Richerson, Peter J.: *Culture and the Evolutionary Process*, Chicago/London 1985) und W. H. Durham (Durham, William H.: *Coevolution. Genes, Culture, and Human Diversity*, Stanford 1991); vgl. zur Diskussion der Beziehung Kultur-Biologie allgemein die Beiträge in Weingart, Peter/Mitchell, Sandra D./Richerson, Peter J./Maasen, Sabine (Hrsg.): *Human by Nature. Between Biology and the Social Sciences*, Mahwah/London 1997.

Wie es einer Debatte mit vielen Teilnehmern entspricht, die durch den Kontext institutionalisierter Wissenschaft zumindest in einem gewissen Maße zu innovativen Beiträgen verpflichtet sind, differenziert sich die Diskussion in vielerlei nur schwer überschaubare Stränge. Als Ergebnis finden sich unterschiedliche Begriffe für gleiche und gleiche Begriffe für unterschiedliche Inhalte – und natürlich auch Auseinandersetzungen um diese Bezeichnungen. Damit werden nicht zuletzt auch Zuständigkeiten reklamiert und – auch das sollte man durchaus erwähnen – Ressourcen beansprucht. Für Soziologen, die an der Dynamik des Wissenschaftssystems interessiert sind, wäre es angesichts dieser Situation übrigens durchaus reizvoll, die Entwicklung der Medien thematisierenden Disziplinen aus wissenschaftssoziologischer Sicht zu analysieren, zumal sich dabei Parallelen zur Etablierung der Soziologie als akademische Disziplin mit deutlicher Distanz zur Biologie ergeben dürften.⁹ Hier soll jedoch ein eher immanent systematischer Weg gegangen werden. Schauen wir deshalb zunächst auf die Kommunikations- und Medienwissenschaften – wobei ich den Kommunikationsaspekt einbeziehe, auch wenn ich ihn nicht jedes Mal ausdrücklich erwähne. Anschließend wende ich mich den Arbeitsbereichen zu, die ich unter dem Überbegriff „Wahrnehmungsbiologie“ aufgezählt habe.

2.1 Medienwissenschaften

Was bildet den Gegenstand der Medienwissenschaften? Stark vereinfachend geht es erstens um Inhalte, also um die Themen, Ereignisse, Geschichten usw., die man in Medienprodukten findet. Beispiele sind Liebe, Auseinandersetzungen um Ressourcen, Machtkämpfe usw. Inhalte kann man weiterhin danach unterscheiden, dies ist der zweite Aspekt, welche Formen oder Gestaltungsmerkmale für ihre Darstellung gewählt wurden. Hier geht es um Fragen wie: Welche Medien werden verwendet? Werden

9 Vgl. dazu Hejl, Peter M.: „The Importance of the Concepts of ‚Organism‘ and ‚Evolution‘ in E. Durkheim’s ‚Division of Social Labor‘ and the Influence of H. Spencer“, in: Maasen, Sabine/Mendelsohn, E./Weingart, P. (Hrsg.): *Biology as Society, Society as Metaphors*, Boston/London 1995, S. 155-191; Hejl, Peter M.: „Biologische Metaphern in der deutschsprachigen Soziologie der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts“, in: Barsch, A./Hejl, P. M. (Hrsg.): *Menschenbilder. Zur Pluralisierung der Vorstellung von menschlicher Natur (1850-1914)*, Frankfurt a.M. 2000, S. 167-214; sowie zur Rezeption der Soziobiologie durch die „Scientific Community“ und die dabei wirksam gewordenen wissenschaftlichen und außerwissenschaftlichen Überzeugungen Segerstråle, Ullica: *Defenders of the Truth. The Sociobiology Debate*, New York/Oxford 2000.

Inhalte ein- oder vielfarbig dargeboten? Welche Mittel sprachlicher, bildlicher, plastischer oder musikalischer Gestaltung werden gewählt? Drittens geht es um Produzenten medialer Angebote sowie um die Nutzer oder Rezipienten. Damit berücksichtigen die Medienwissenschaften, dass Medienprodukte von Menschen in historisch und kulturell je spezifischen Gesellschaften produziert und rezipiert werden, was angesichts der Vielfältigkeit medialer Angebote und voranschreitender Globalisierung zunehmend wichtig wird.

Für jeden dieser Themenschwerpunkte kann man schließlich in *deskriptiver* Absicht fragen: Wie variabel ist er? Wie verändern sich Inhalte oder Gestaltungsmerkmale? Bestimmen die Produzenten ihre Rolle neu und unter welchen Einflüssen geschieht dies? Schließlich: Ändert sich die Nachfrage der Rezipienten?

Natürlich ist es trivial festzustellen, dass sich Inhalte und Darstellungsformen stets geändert haben, nicht zuletzt aufgrund medialen und gesellschaftlichen Wandels. Diese Beobachtung wird aber weitaus weniger trivial, wenn man sie mit der komplementären Beobachtung verbindet, dass durch viele Veränderungen hindurch einige häufig auftretende Inhalte und Gestaltungsaspekte durchgehalten zu werden scheinen. Es gibt also eine Dynamik der Veränderungen, die nicht stochastisch entsteht.

Das führt zur zweiten großen Fragegruppe. Ihr übergreifendes Problem lautet: Wie kann man die beobachtete Dynamik erklären? Wenn man nicht unterstellt, Medieninhalte oder Gestaltungsmerkmale folgten einer Eigendynamik, was einer Art Animismus gleichkäme, so fragt man damit nach der Ebene der Akteure: Was charakterisiert sie allgemein, d.h. als Exemplare der Art *homo sapiens sapiens*? Ergänzend dazu ist zu fragen: Was charakterisiert die Akteure soziokulturell, d.h. als Mitglieder einer bestimmten Gesellschaft? Schließlich ist es wichtig zu wissen, was sie individuell charakterisiert, also als im Wortsinne einzigartige Individuen? Gerade vor diesem Hintergrund wird „Wahrnehmungsbiologie“ interessant. Welche Arbeitsgebiete werden damit bezeichnet?

2.2 Wahrnehmungsbiologie(n)

„Ästhetik“ bezeichnete ursprünglich „die Wissenschaft vom sinnlich Wahrnehmbaren bzw. von der Sinneswahrnehmung“. In dieser Bedeutung, die vor die Reduzierung des Begriffs auf die Bezeichnung für eine „Lehre vom Schönen“ zurückgeht, verstehe ich „Wahrnehmungsbiologie“. Der Begriff bezeichnet also eine nicht zuletzt auch empirische Äs-

thetik. Ich knüpfte damit an einen Forschungsbericht von Humberto R. Maturana aus dem Jahr 1970 an. Er trug den Titel „Biology of Cognition“ und war der Vorläufer der Theorie, die später als Theorie der Auto-poiese bekannt wurde.¹⁰ Wolfram K. Köck, Gerhard Roth und ich haben diesen Bericht damals übersetzt und über viele Wochen diskutiert. Wir waren von dem Text fasziniert. Auch wenn die Einsicht in die Tragweite der Überlegungen Maturanas reifen musste, erkannten wir doch unmittelbar eine im damaligen Kontext revolutionäre Sicht der Erkenntnisproblematik. Maturana argumentierte nämlich, die Wahrnehmung lebender Systeme sei weniger durch die Ereignisse in ihrer Außenwelt bestimmt als durch das Funktionieren des jeweiligen wahrnehmenden Systems selber. Dahinter stand die Einsicht, dass lebende Systeme „die Wirklichkeit“ gar nicht so erkennen müssen, wie die am Paradigma der objektiven Abbildung orientierte Wissenschaft dachte. Organismen, dies war letztlich die neue Einsicht, haben vielmehr ein anderes und wichtigeres Problem zu lösen. Nicht „die“ Wirklichkeit in sich zu verdoppeln, ist ihr Problem, sondern Relevantes für ihr Überleben und ihre Reproduktion wahrzunehmen und in erfolgreiches Verhalten umzusetzen. Erst in diesem Zusammenhang erhält die Abhängigkeit jeder Wahrnehmung vom wahrnehmenden System ihre funktionale Bedeutung, ein Zusammenhang, der von jenen Konstruktivistinnen nicht verstanden wurde und wird, die, zunächst durchaus im Überschwang des Paradigmenwechsels, die Konstruktivität von Wahrnehmung als Beliebigkeit missverstanden und daran bis heute festhalten.¹¹

Alle biologischen Arbeitsgebiete, die zum Verständnis dieser Prozesse etwas beitragen, gehören in meinen Augen zur „Wahrnehmungsbiologie“, auch wenn der Terminus eher selten verwendet wird.

10 Vgl. dazu Maturana, Humberto R. (Hrsg.): *Erkennen: Die Organisation und Verkörperung von Wirklichkeit. Ausgewählte Arbeiten zur biologischen Epistemologie*, Braunschweig/Wiesbaden 1982.

11 Vgl. dazu Hejl, Peter M.: „Konstruktivismus und Universalien – eine Verbindung contre nature?“, in: ders. (Hrsg.): *Universalien und Konstruktivismus*, Frankfurt a.M. 2001, S. 7-67; vgl. dort auch ausführlicher zur oben angesprochenen Problematisierung mancher Auffassungen der Konstruktivität von Wahrnehmung. Hier ist nicht der Ort diesen Auffassungen für die Medienwissenschaften nachzugehen. Vielmehr mag der Hinweis darauf genügen, dass in den Medienwissenschaften die Referenz auf „Konstruktion“ weit verbreitet ist, ohne Erklärungen für die vielfältigen Übereinstimmungen der Konstruktionen auch von Konstrukteuren aus unterschiedlichsten Kulturen und Zeiten anzubieten, die nach dem letztlich behavioristischen Lernmodell der Durkheimschen Soziologie und Kulturanthropologie nicht auftreten sollten.

Damit bestimme ich als „Wahrnehmungsbiologie“ alle im weiteren Sinne biologischen Arbeitsgebiete, in denen man Wahrnehmung und ihre Verarbeitung im Kontext der Verhaltenserzeugung erforscht. Die betreffenden Forschungsfelder besitzen einige gemeinsame Aspekte, auch wenn sie unterschiedlich betont werden: (1) Wahrnehmung wird als Leistung komplexer Systeme gesehen, (2) – mit Blick auf Menschen – geht man von Organismen aus, die in einer Umwelt evolvierten, und (3) sieht man diese Umwelt als wesentlich durch die Entstehung und Evolution der Populationen gebildet, die unsere Vorfahren konstituierten.

Vor diesem Hintergrund seien einige wahrnehmungsbiologische Arbeitsgebiete genannt und durch ihre zentrale Frage und die Bezeichnung des jeweiligen Fokus gekennzeichnet. Beginnt man mit der biologischen, neuropsychologischen oder neuroinformatischen Hirnforschung, so lautet ihre Kernfrage: Wie funktioniert das zentrale Organ für Wahrnehmung und Verhaltenserzeugung? Der Fokus ist hier das Gehirn als Organ der Wahrnehmung von internen und externen Ereignissen und ihre Umsetzung in Aktivitäten. Davon deutlich unterschieden ist die Verhaltensgenetik. Sie fragt danach, welche Verhaltensweisen eine genetische Grundlage haben und wie sie Verhalten fördert, aber auch restringiert. Der Fokus liegt auf der biologischen Vererbung von Verhalten, weshalb Verhalten hier im Zusammenhang mit der Lösung universeller (=stetig wiederkehrender) Probleme steht. Ebenfalls auf Verhaltenserklärung orientiert, wenn auch mit anderer Stoßrichtung, ist die Soziobiologie: Welche Verhaltensweisen sollte man als Ergebnis menschlicher Evolution in der evolutionär relevanten sozialen Umwelt erwarten? Der Fokus liegt hier primär auf der Evolution von Sozialität mit teilweise deutlicher Tendenz, die natürlich immer attraktive Frage von Partnerbeziehungen in den Vordergrund zu stellen. Dass der Aspekt der Evolution von Sozialität jedoch erheblich weiter führt, zeigen etwa die zahlreichen Querbeziehungen zur Spieltheorie.¹² Im Unterschied zur Soziobiologie ist die Frage-

12 Gerade von diesen zunehmend empirischer werdenden Arbeitsbereichen hat in den letzten Jahren die immer wieder kritisierte starke Orientierung der Soziobiologie am Modell des „economic man“ eine wichtige Relativierung erfahren, vgl. etwa Henrich, Joseph: „In Search of Homo Economicus: Behavioral Experiments in 15 Small-Scale Societies“, in: *American Economic Review*, 91, 2 (2001), S. 73-78; Fehr, E./Gächter, S.: „Altruistic punishment in humans“, in: *Human Nature*, 415 (2003), S. 137-140; Fehr, Ernst/ Henrich, Joseph: „Is Strong Reciprocity a Maladaptation? On the Evolutionary Foundations of Human Altruism“, in: Hammerstein, P. (Hrsg.): *Genetic and Cultural Evolution of Cooperation*, Cambridge, Mass. 2003. (<http://www.iew.unizh.ch/home/fehr/papers/IsStrongReciprocityaMaladaptation.pdf>).

stellung der Evolutionären Psychologie breiter angelegt. Sie fragt nach evolvierten kognitiven und emotionalen Mechanismen und danach, wie sie menschliches Verhalten beeinflussen. Nicht zuletzt durch die Traditionen der Psychologie bedingt, steht im Fokus der Evolutionären Psychologie vor allem das Individuum. Schaut man auf die Evolutionäre Kulturanthropologie so wird angesichts der gerade genannten Schwerpunkte ihre auch für die Medienforschung interessante Orientierung erkennbar. Evolutionäre Kulturanthropologen untersuchen, wie die primär analytisch unterschiedenen Ebenen der biologischen, kognitiven und sozialen Evolution zusammenwirken. Damit wird auch deutlich, dass es hier im Kern um Fragen der „dualen Vererbung“ geht, also des Zusammenwirkens von biologischer und kultureller Vererbung. Hinzu kommt zunehmend eine Anknüpfung an neuere Überlegungen zur Gruppen Selektion, nachdem die Defizite strikt individuenzentrierter evolutionstheoretischer Ansätze sowohl bei der Erklärung sozialer Phänomene aus der weiteren Biologie als auch menschlichen Verhaltens unter den Bedingungen evolutionär neuer Großgesellschaften (Schlagwort „Ultrasozialität“) thematisiert wurden.¹³

3. Gemeinsamkeiten

Von einem Problem der Nicht-Beziehung zwischen Medienwissenschaften und Wahrnehmungsbiologie zu sprechen, wie es im Titel dieses Beitrages geschieht, ist nur sinnvoll, wenn man zeigen kann, dass eine Beziehung – wäre sie denn vorhanden – Vorteile brächte. Das setzt mindestens einige Gemeinsamkeiten voraus.

Tatsächlich gibt es solche Gemeinsamkeiten. Beide Wissenschaftsbereiche teilen mehr oder weniger ausgeprägt (1) ein *Interesse an Menschen und menschlicher Sozialität* in verschiedenen Formen. Was das jedoch genau heißt, wird erst deutlich, wenn man sich auf eine abstraktere Ebene begibt, auf der ein ganzer Bereich gemeinsamer Interessen lokalisiert ist. Medienwissenschaften und Wahrnehmungsbiologie haben

13 Vgl. zur Ultrasozialität z.B. Richerson, Peter J./Boyd, Robert: „The Evolution of Human Ultrasociality“, in: Eibl-Eibesfeldt, I./Salter, F. K. (Hrsg.): *Indoctrinability, Ideology, and Warfare. Evolutionary Perspectives*, New York/Oxford 1998, S. 71-95 und zur Gruppenselektion Wilson, David S.: *Darwin's Cathedral. Evolution, Religion, and the Nature of Society*, Chicago/London 2003 sowie zum damit zusammengehenden Problem der Kooperation bzw. des Altruismus Sober, Elliot/Wilson, David S.: *Unto Others. The Evolution and Psychology of Unselfish Behavior*, Cambridge, Mass./London 2003.

nämlich (2) ein gemeinsames *Interesse an Unterscheidungen, Differenzierungen und Selektionen mit Blick auf individuelle und kommunikative Konstruktionen von Wirklichkeitsvorstellungen*. Dazu gehört, dass sie schließlich auch das *Interesse an der Handlungsrelevanz* dieser Wahrnehmungen teilen.

3.1 Zum transdisziplinären Interesse an Menschen und menschlicher Sozialität

Das Interesse an Menschen und menschlicher Sozialität teilen die Kommunikations- und Medienwissenschaften mit den verschiedenen wahrnehmungsbiologischen Arbeitsgebieten. Freilich darf dies nicht als *inhaltliche* Übereinstimmung missverstanden werden. Die Menschenbilder unterscheiden sich zum Teil deutlich, auch wenn man unterstellt, es habe insbesondere in den letzten Jahren eine Annäherung gegeben.

Trotzdem sollte man sich dieses gemeinsamen Interesses über unterschiedliche Menschenbilder hinweg bewusst sein. Das Interesse am Menschen und an menschlicher Sozialität begründet weitergehende Gemeinsamkeiten zwischen den Medienwissenschaften und den Wahrnehmungsbiologie(n), als sie mit einigen Bereichen der Physik bestehen. Denkt man z.B. an den immer wieder angesprochenen „2. Hauptsatz der Thermodynamik“ oder die berühmten „dissipativen Strukturen“, so ist keineswegs klar, worin der Gewinn solcher „Importe“ in die Sozialwissenschaften besteht, wenn man davon absieht, dass der Verweis auf sie evtl. als Beleg für Inter- oder Transdisziplinarität dienen soll.

Angesichts der verbreiteten Praxis einer zu oft vor allem terminologischen oder metaphorischen Überwindung der Differenz zwischen unterschiedlichen Disziplinen ist es notwendig, die unterschiedlichen Orientierungen von Natur- und Geisteswissenschaften anzusprechen, auch wenn die Medienwissenschaften aufgrund der Heterogenität der sie bildenden Disziplinen hier ein Bild des Pluralismus bieten. Als Soziologe habe ich nicht nur die geisteswissenschaftlich orientierte Medienwissenschaft, sondern auch die Sozialwissenschaften im Blick, die in vieler Hinsicht – und sicher in einigen ihrer Hauptströmungen – Teil der Geisteswissenschaften sind. Hier ist nicht der Ort, die Auseinandersetzungen um die unterschiedlichen Wissenschaftsverständnisse auch nur zu skizzieren. Für mein Thema genügt der Hinweis, dass wir es bei den Geisteswissenschaften in erheblichem Maße mit einer Tradition zu tun haben, die, vernachlässigt man die Entstehungsbedingungen, die der Nationalismus des ausgehenden 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts bot,

ideengeschichtlich dem Idealismus entstammt. Das Ergebnis ist ein Wissenschaftsdualismus, bei dem die Sozialwissenschaften teilweise recht orientierungslos zwischen den Fronten stehen. Die Situation lässt sich dadurch kennzeichnen, dass die Geisteswissenschaften trotz vieler und auch zukünftig wichtiger Leistungen für die Kulturen ihrer Länder – und darüber hinaus – sich auf einem ständigen, wenn auch diskontinuierlichen Rückzug aus einer Öffentlichkeit befinden, in der geisteswissenschaftliche Terrains, soweit es um Sinngebung geht, scheinbar zunehmend von religiöser Seite eingeschränkt werden,¹⁴ während ihre Rationalisierungsdiskurse von naturwissenschaftlicher Seite auf- und übernommen wurden. Ausdruck für diesen Schrumpfungsprozess ist die permanente Diskussion um das Selbstverständnis und die Funktion der Geisteswissenschaften in der heutigen Zeit als eine Selbstvergewisserung innerhalb einiger¹⁵ geisteswissenschaftlicher Disziplinen. Natürlich wird diese Diskussion auch um das Selbstverständnis und die Rolle der Naturwissenschaften geführt, charakteristischerweise aber als eine Diskussion, die – Beispiel Ethikkommissionen in den medizinischen bzw. biologischen Fakultäten oder die „Enquete-Kommission „Ethik und Recht der modernen Medizin“ – als politisch, ethisch und wirtschaftlich folgenreich angesehen wird und die deshalb auch außerhalb der Naturwissenschaften im engeren Sinne Interesse und Engagement auslöst.¹⁶ Man geht in der Breite der Gesellschaft davon aus, dass diese Disziplinen Ergebnisse erzielt haben, und weiter produzieren werden, die ob ihrer Folgen nicht nur wissenschaftsintern sondern auch öffentlich diskutiert werden müssen. Angesichts dieser Differenz in der öffentlichen Aufmerksamkeit und Bewertung können die Geisteswissenschaften sich auf Lehrerausbildung und Beiträge zur Binnendiskussion zurückziehen oder, wie u.a. mit der

14 Eine Reihe gesellschaftlicher Entwicklungen zu Beginn dieses Jahrtausends lassen die Frage entstehen, ob nicht in einigen Jahren der Blick auf die Jahre der „Postmoderne“ und der damit einhergehenden Beliebtheit diese als den Übergang zu sich ausbreitender Religiosität und zu einem Sicherheiten versprechenden Konservatismus gesehen werden. Darauf, dass die oft angesprochene Säkularisierung der Moderne auf einer Verwechslung der abnehmenden Bedeutung religiöser Institutionen mit einem Rückgang von religiösen Interessen beruht, hat bereits 1993 R. St. Warner (Warner, R. Stephen: „Work in Progress toward a New Paradigm for the Sociological Study of Religion in the United States“, in: *American Journal of Sociology*, 98 (1993), S. 1044-1093) verwiesen.

15 So scheinen Geschichtswissenschaft oder Linguistik weniger betroffen zu sein.

16 Zur Einschätzung der Relevanz vgl. den Einsetzungsbeschluss des Deutschen Bundestages vom 18.2.2003, Drucksache 15/464.

Medienwissenschaft begonnen, sich anderen Themen öffnen und damit auch die mit ihnen verbundene Relevanz beanspruchen. Damit stellt sich jedoch unausweichlich das Problem der unterschiedlichen Wissenschaftsauffassungen, also das Problem des Wissenschaftsdualismus.

Ohne eine Lösung des Dualismusproblems wird es, dies ist meine feste Überzeugung, kaum eine *produktive* Annäherung zwischen Medienwissenschaften und Wahrnehmungsbiologie geben. Sieht man von individuellen Präferenzen ab, etwa im Zusammenhang mit empirischen Verfahren, die zu reproduzierbaren Ergebnissen führen, so lassen sich für die Überwindung des Dualismus Argumente anführen, für die man zumindest beanspruchen kann, dass sie, obwohl seit einigen Jahren vorliegend, noch kein Allgemeingut sind. Dies möchte ich an zwei zentralen Positionen deutlich machen: dem heute immer stärker in den Vordergrund tretenden Menschenbild und der damit zusammenhängenden Auffassung von Kultur.

Die evolutionstheoretisch informierte anthropologische und teilweise auch primatologische Diskussion der letzten Jahrzehnte hat zu konzeptionell bedeutsamen Veränderungen älterer Auffassungen geführt. Lange nahm man unter dem Einfluss des Marxismus an, die für die menschliche Evolution relevante Umwelt sei die physische Umwelt. Der Mensch wird in diesem Zusammenhang als ein Wesen gedacht, das seiner physischen Umwelt die zum Überleben benötigten Ressourcen abringt. Die Auseinandersetzung mit ihr und die Anpassung an sie werden dabei als zentrale Faktoren der menschlichen Evolution gesehen. Wichtig ist in diesem Zusammenhang, sich bewusst zu machen, dass diese Orientierung auf die Beziehung Mensch/natürliche Umwelt *nicht* länger die vorherrschende Meinung ist. Im Zusammenhang mit der sogenannten „social intelligence hypothesis“¹⁷ geht man heute davon aus, die wichtigste Umwelt der menschlichen Evolution sei nicht physischer, sondern *sozialer* Natur gewesen. Aus dieser Sicht sind wir biologisch und damit auch kognitiv und emotional das Resultat der Evolution in den sozialen Gruppen, die unsere Vorfahren gebildet haben: Menschliche

17 Der Klassiker dazu ist Byrne, Richard W./Whiten, Andrew (Hrsg.): *Machiavellian Intelligence. Social Expertise and the Evolution of Intellect in Monkeys, Apes, and Humans*, Oxford 1988. Der Band vereinigt zahlreiche Arbeiten zum Thema. Vgl. auch Byrne, Richard W.: *The thinking ape. Evolutionary Origins of Intelligence*, Oxford 1995; Dunbar, Robin I. M.: *Klatsch und Tratsch. Wie der Mensch zur Sprache fand*, München 1998. Vgl. kritisch dazu Kummer, Hans/Dasser, Verena/Hoynningen-Huene, Paul: „Exploring Primate Social Cognition: Some Critical Remarks“, in: *Behavior*, 112 (1990), S. 1-2.

Biologie und menschlicher „Geist“ haben einen koevolutiven Ursprung. Dies ist letztlich gemeint, wenn gesagt wird, die tradierten Dualismen seien obsolet geworden.

Setzt man diese Überlegungen fort, so lässt sich Kultur mit der evolutionären Kulturanthropologie bzw. mit der Evolutionären Psychologie als eine evolutionäre Errungenschaft verstehen. Durch sie wurde es möglich, folgt man z.B. Robin I. M. Dunbar¹⁸, die geringen Gruppengrößen zu überschreiten, in denen der größte Teil menschlicher Evolution stattfand.¹⁹ Mit Kultur entstand ein zweites Vererbungssystem – wenn man Kultur inhaltlich als die Menge der Prozesse versteht, durch die menschliches Wissen kommuniziert und damit weitergegeben wird. Diese kulturelle Wissensweitergabe operiert erheblich schneller als der biologische Transfer von Eigenschaften. Gleichzeitig beruht kulturelle Vererbung aber auf kognitiven Mechanismen, für die natürlich eine evolvierte biologische Grundlage anzunehmen ist, auch wenn die Wahrnehmungsbiologie die Komplexität der hier relevanten Verarbeitungen allenfalls teilweise entschlüsselt hat.

Damit komme ich zur zweiten Ebene der Gemeinsamkeiten zwischen Medienwissenschaften und Wahrnehmungsbiologie, dem Interesse an erfolgreichen Unterscheidungen und Selektionen. Die Gemeinsamkeiten, um die es hier geht, bauen auf den Veränderungen der Dualismen auf, die oben skizziert wurden.

3.2 Interesse an erfolgreichen Unterscheidungen und Selektionen

Im Anschluss an das, was ich schon zum Gegenstandsbereich der Medienwissenschaften gesagt habe, werde ich zunächst auf die unterschiedlichen Selektionsprobleme eingehen. Parallel dazu werde ich eine Reihe von Fragen formulieren, die an die Wahrnehmungsbiologie zu stellen sind, wobei es sich natürlich um eine „offene Liste“ handelt. Ich hoffe, damit inhaltlich zur Überwindung der Nicht-Beziehung anzuregen.

Die erste Frage, die gerade mit Blick etwa auf das Handeln von Journalisten oder Medienunternehmen immer wieder gestellt wird, lautet natürlich: Wer selektiert? Die normale Antwort besteht meist im mehr oder weniger differenzierten Verweis einerseits auf „Produzenten“ und andererseits auf „Rezipienten bzw. Nutzer“. Natürlich spielen hier auch institutionelle, ökonomische und deontologische Fragen eine erhebliche

¹⁸ Dunbar (wie Anm. 17).

¹⁹ Vgl. dazu Anm. 12.

Rolle. Darauf kann hier jedoch nicht eingegangen werden. Stattdessen sei gefragt: Was wird selektiert? Hier kann man, je nach Fragestellung, unterschiedlich klassifizieren. Verbreitet ist die Unterteilung in „Information“ und „Unterhaltung“. Tatsächlich ist diese Unterscheidung jedoch eher problematisch. Was den einen unterhält, kann den anderen informieren und umgekehrt. Tatsächlich spricht einiges dafür, dass die Unterscheidung einerseits einem kulturellen Kontext entstammt, in dem sowohl christlich-fundamentalistische als auch marxistische Traditionen zusammenwirken, nach denen „Unterhaltung“ als „weltlich“, „eskapistisch“ oder auf „Verführung“ durch eine „Kulturindustrie“ verstanden wird. Mit Blick auf Deutschland ist überdies zu berücksichtigen, dass die Dominanz der Unterscheidung „Information“ – „Unterhaltung“ auch mit Legitimationsnotwendigkeiten einhergeht, die sich aus den Bestimmungen des Rundfunkstaatsvertrags (2002) ergeben und die sich z.B. in einem unterschiedlichen Informationsverständnis von öffentlich-rechtlichen und privaten Fernsehanbietern niederschlagen (U. M. Krüger 2000).

Der Unterscheidung Information/Unterhaltung ist aber zunächst eine andere vorgeschaltet: die zwischen „interessant“/„nicht interessant“ (Hejl 2003). Nur was interessant ist, wird anschließend als „Information“ bzw. „Unterhaltung“ verarbeitet. Wie lassen sich aber Information bzw. Unterhaltung bestimmen? Geht man von einer konstruktivistischen Position aus,²⁰ so lässt sich die Unterscheidung anhand der folgenden Bestimmung treffen:

Wenn der Unterschied, den ein Medienangebot für einen Nutzer ausmacht, in einer Veränderung seines eigenen Zustandes besteht, *ohne* daß er einen weiteren Handlungsbedarf sieht, so handelt es sich um *Unterhaltung*. Unterhaltung ist von der Verwendung des kommunikativen Angebotes her also Selbstzweck im Sinne *konsumatorischen* Handelns. In jedem anderen Fall geht es um *Informa-*

20 Die Literatur zum Konstruktivismus wird hier als bekannt vorausgesetzt. Interessant ist in dem Zusammenhang aber, dass es kaum empirische Arbeiten zum hier angesprochenen Thema gibt. Eine nicht aus dem Kernbereich konstruktivistischer Medienforschung stammende Untersuchung (Kepplinger, Hans M./Tullius, Christiane: „Fernsehunterhaltung als Brücke zur Realität. Wie die Zuschauer mit der Lindenstraße und dem Alten umgehen“, in: *Rundfunk und Fernsehen*, 43, 2 (1995), S. 139-157) enthält jedoch Material, das die oben präsentierte These stützt und bezüglich der Befunde zur Geschlechtsspezifität von Konstruktionsprozessen darüber hinaus starke anthropologische Implikationen hat, die die Autoren allerdings vermeiden anzusprechen.

tion. Sie wird vom Nutzer immer als Verweis auf anderes gesehen, oft als (tatsächlich oder potentiell) handlungsrelevant.²¹

Wenn man nun bei „konsumatorischem Handeln“ an Prozesse denkt, bei denen Neurotransmitter mit unterschiedlichen Wirkungen produziert werden, so sollte es Möglichkeiten geben, auf biologischer Ebene verschiedene Arten medialer Unterhaltung zu präzisieren. Darauf zielen die Fragen:

- Wie funktionieren „Interesse“, „Erwartung“, „Bedeutung“, „Relevanz“, „Emotion“?
- Was ist „Unterhaltung“ aus biologischer Sicht?
- Wie lassen sich unterschiedliche Arten von „Unterhaltung“ bestimmen?

Schauen wir uns jetzt genauer an, was selektiert wird, wobei man zwischen Inhalten und/oder Gestaltungsalternativen unterscheiden kann, sowie, besonders bei Film und Fernsehen, den Ausführenden (auf die ich hier nicht eingehe). Zunächst, welche *Inhalte* werden selektiert?

Prinzipiell gibt es zwei Selektionsmöglichkeiten. Man kann zwischen *vorhandenen* Möglichkeiten auswählen oder sich für *Innovation* entscheiden. In der Regel dürfte es sich um eine Kombination aus der Variation von Bekanntem und kleineren Neuerungen handeln, wobei die bekannten Themen deutlich dominieren. Schaut man auf sie, so finden sich im Bereich der Unterhaltung so zeitlose Themen wie „Mann trifft Frau“, „Kampf um Gerechtigkeit“, „Lob der Freundschaft“ etc. Der *Informationsbereich* wird dagegen von Fragen beherrscht wie: „Wer gegen wen?“, „Welche Allianzen?“, „Wer ist erfolgreich?“, sowie allgemein: „Was kommt auf mich zu?“ Bei den Innovationen oder Erfindungen geht es primär um Unterhaltung – auch wenn „erfundene Informationen“ immer wieder vorkommen. Überdies können Erfindungen zum Zweck der Unterhaltung Anlass für Aktivitäten geben, die dann zu Informationen werden.

Angesichts dieser Inhalte ergibt sich eine sicher ergänzbare Reihe von Fragen an die Wahrnehmungsbiologie im hier verwendeten weiteren Sinne:

- Für welche Inhalte kann man mit Interessen rechnen?
- Wie kann man Arten von Interessen unterscheiden?

21 Vgl. dazu ausführlicher Hejl, Peter M.: „Unterhaltung als Information, Information als Unterhaltung“, in: Hofmann, W. (Hrsg.): *Die Sichtbarkeit der Macht. Theoretische und empirische Untersuchungen zur visuellen Politik*, Baden-Baden 1999, S. 108-123.

- Welche Interessen treten bei welchen Inhalten auf?
- Wie ändern sich Interessenstrukturen im Lebenslauf?
- Welche Zusammenhänge zwischen dem Interesse an Inhalten und dem Geschlecht der Interessenten gibt es?
- Welche wahrnehmbaren Merkmale wirken als Auslöser, so dass Rezipienten auf spezifische Inhalte schließen?
- Welche Inhalte werden als zusammengehörig wahrgenommen?
- Welche Inhalte erzeugen die Wahrnehmung von Wohlbefinden, welche die von Unwohlsein?

Schaut man nun auf die Selektion von *Gestaltungsmöglichkeiten*, so ergeben sich wieder verschiedene Entscheidungsoptionen. Zunächst gibt es natürlich die Auswahl zwischen verschiedenen Medien und Medienkombinationen. Im Bereich der nonverbalen Kommunikation haben wir so z.B. Mimik und Gestik, wie man sie kombiniert und intensiviert in der Pantomime findet. Wir haben die auditiven Medien Musik und im Bereich der verbalen Kommunikation natürlich die Sprache mit Schrift bzw. dem Druck als einer visuellen Repräsentation des akustischen Mediums Sprache. In den visuellen Bereich gehören aber natürlich auch die Bilder, die schließlich „laufen lernten“ und in der Kombination von auditiven und visuellen Darstellungen mit Film und Fernsehen eine dominante Position erlangten. Zur Gestaltung gehören aber auch die Möglichkeiten, Themen oder Inhalte allgemeinen oder gar universellen Interesses durch ganz unterschiedliche Inhalte zu konkretisieren. Man schaue nur auf das Thema Partnerwahl, sicher eines der Themen, das kaum je auf Desinteresse stößt, auch wenn jeder weiß, worum es geht. Bekannte Beispiele für die Variationsmöglichkeiten sind etwa Aschenputtel, Romeo und Julia, Froschkönig oder die vielen Varianten von „la belle et la bête“. Schließlich kann auf Sprache oder Musik bzw. Gesang und damit mögliche wechselseitige Kontextuierungen zurückgegriffen werden.²² Schließlich werden nicht zuletzt im Zusammenhang mit technischen Innovationen Gestaltungsmöglichkeiten erfunden oder verändert. Beispiele sind Computeranimationen oder neue Formen etwa in der Malerei, wobei häufig traditionelle Motive mit neuer Pinselführung dargestellt werden, Abstraktionen auftauchen, etwa geometrische Formen wie im Kubismus, oder bestimmt Formen oder Strukturen in den Vordergrund rücken. Schließlich findet man die Kreation neuer sprachlicher, bildlicher oder musikalischer Ausdrucksweisen. Auch hier stellt sich wieder eine Reihe

22 Als poetisch-melancholisches Beispiel kann man hier Alain Resnais' Film *ON CONNAIT LA CHANSON* (1997) nennen.

von Fragen, wobei ich besonders auf Emotionen und Verständlichkeit eingehe:

- Wie beeinflusst hohe Emotionalität oder Stress die Wahrnehmung von Inhalten?
- Wie funktioniert der „Transfer von Emotionen“, d.h. *welche* Merkmale von Medienangeboten lösen *wie* Emotionen bei den Rezipienten aus?
- Lassen sich Emotionen nach ihrer Relevanz (wofür?) klassifizieren?
- Insbesondere: Wie ist das Phänomen „Angstlust“ zu erklären?
- Wie beeinflussen sich verschiedene Wahrnehmungsmodalitäten (Bild/Sprache/Musik)?
- Wie wirken unterschiedliche Medien auf kognitive bzw. emotionale Prozesse?

Betrachten wir nun Selektionen, deren Gründe primär *nichts* mit Inhalten oder Gestaltungsmöglichkeiten zu tun haben, deren Gratifikationen also anderen Bereichen entstammen. Hier lassen sich vor allem zwei Klassen unterscheiden, auch wenn es im Einzelfall schwierig sein dürfte, genaue Abgrenzungen zu finden. Selektionsgründe können überwiegend „in“ den Akteuren liegen, also „persönlicher Natur“ sein, oder überwiegend in ihrer sozialen Umwelt zu suchen sein.

Bei den *Selektionsgründen eher persönlicher Natur* lässt sich zwischen der Auswahl aus einem Bestand und Innovationen differenzieren: Angesichts der bereits angesprochenen vielfältigen Einflüsse, die auf die Steuerung „individueller“ oder „persönlichen“²³ Handelns einwirken, wird deutlich, wie schwierig jede Bestimmung von „Person“ als Zurechnungseinheit ist. Sicher sind wir alle „Individuen“ im Sinne einer nicht hintergehbaren Einzigartigkeit. Wieweit diese jedoch für „mehr“ als die Modulation unseres Handelns anzusetzen ist, ist unklar (s.u.). Geht man also von einem „Bestand“ an Wahlmöglichkeiten auf der Akteursebene aus, so kann man als Motive für unterschiedliche Selektionen ein eigenes Interesse an einem Thema ansetzen, aber auch Routine und den damit verbundenen Gewinn an Zeit und Ressourcen bei gleichzeitiger Stressreduzierung. Schließlich sollten auch opportunistische Gründe als normal

23 Zur Diskussion um die Differenz von „Individuum“ und „Person“ vgl. die Beiträge in Carrithers, Michael/Collins, Steven/Lukes, Steven: *The Category of the Person. Anthropology, Philosophy, History*, Cambridge 1985; Luhmann, Niklas: „Die Form ‚Person‘“, in: *Soziale Welt*, 42, 2 (1991), S. 166-175.

und wichtig angesehen werden, etwa solche, die mit der Sicherung des Lebensunterhalts einhergehen.

Auf dieser Ebene findet sich aber auch der Wunsch nach Neuem, etwa aus Langeweile durch Wiederholung. Selbst wenn dieser Fall sehr viel seltener sein dürfte, als oft angenommen wird – meist handelt es sich bei auch als „innovativ“ charakterisierten thematischen Innovationen um Variationen aus dem Fundus der fundamental gleichen Themen –, kann und soll er zumindest als Wunsch nicht ausgeschlossen werden. Senkt man dagegen den Anspruch an die Radikalität von „Neuem“, so öffnet sich ein weites Feld von Innovationen. Man findet hier z.B. die Faszination durch Ideen oder Erfahrungen, die aus einem anderen Bereich in den transferiert werden, in dem man sie als innovativ einstuft. Beispiele sind die Entstehung der Radioastronomie aus der Verbindung der Radartechnologie mit Interessen von Astronomen nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs²⁴ oder der Import von Theorien oder Methoden aus den Sozialwissenschaften und der Psychologie in die Medienwissenschaften, ein Transfer von „härteren“ in „weichere“ Disziplinen, für den es einige Beispiele gibt.

Neben diesen eher dem persönlichen Handeln zuzuordnenden *Selektionen* finden sich aber auch solche, die sehr viel deutlicher *einen sozialen Ursprung* haben bzw. damit zusammenhängen, dass die Regelmäßigkeiten der sozialen Umwelt individuelle Abweichungen profitabel machen.²⁵ So sind viele Wahlen, die als individuelle Entscheidungen

24 Vgl. dazu die klassische Untersuchung von M. J. Mulkay und D. O. Edge (Mulkay, Michael J./Edge, David O.: „Cognitive, Technical and Social Factors in the Growth of Radio Astronomy“, in: *Social Science Information*, 12, 6 (1973), S. 25-61.

25 Vgl. zum Problem der Nicht-Kooperation aus spieltheoretischer Sicht neben den Angaben in den Fußnoten 11f. den Klassiker Axelrod, Robert: *Die Evolution der Kooperation*, München 1988 sowie Fehr, Ernst/Gächter, Simon: „Altruistic punishment in humans“, in: *Human Nature*, 415 (2003), S. 137-140. Aus evolutionspsychologischer Sicht vgl. Cosmides, Leda/Tooby, John: „Cognitive Adaptations for Social Exchange“, in: Barkow, J. H./Cosmides, L./Tooby, J. (Hrsg.): *The Adapted Mind: Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*, New York 1992, S. 163-228; Cosmides, Leda/Tooby, John: „From Evolution to Adaptations to Behavior: Toward an Integrated Evolutionary Psychology“, in: *Report der „Research Group on Biological Foundations of Human Culture“ Bielefeld*, 4 (1992); Gigerenzer, Gerd/Hug, Klaus: „Domain-Specific Reasoning: Social Contracts, Cheating, and Perspective Change“, in: *Report der „Research Group on Biological Foundations of Human Culture at the Center for Interdisciplinary Research“ Bielefeld*, 5 (1992); Price, Michael E./Cosmides, Leda/Tooby,

präsentiert werden, natürlich auch der Anpassung an eine soziale Umwelt geschuldet, was – nicht zuletzt im Medienbereich – auch mit der Zugehörigkeit zu sozialen Netzwerken einhergeht. Dementsprechend findet man einerseits die *Anpassung* an Teile der sozialen Umwelt (Konformität mit der dominierenden Kultur bzw. mit einer Sub- oder Teilkultur) und andererseits *Unterscheidung oder Absetzung* von Teilen der sozialen Umwelt. Wie spätestens seit den kultursoziologischen Arbeiten Bourdieus zur „Distinction“ auch über die Fachgrenzen bekannt, signalisieren solche Abweichungen von den Erwartungen der Mehrheit die Zugehörigkeit der Abweichenden zu einer Elite,²⁶ ein Mechanismus, der auf dem Spannungsverhältnis von Anpassung und Individualismus beruht, wie ihn bereits G. Simmel in seiner Theorie der Mode (1919) anspricht.

4. Der aktive Mediennutzer und das Problem der Willensfreiheit

Die Fragestellungen der an den Massenmedien orientierten Wirkungsforschung haben sich in den letzten Jahrzehnten deutlich verändert. Lange Zeit ging man von der Annahme eines passiven Rezipienten aus. Man sah ihn als den Medien ausgeliefert und, dies die ideologiekritische Implikation, durch die Medien manipuliert. Dieses Bild wurde in den letzten Jahren in breiten Teilen der Forschung durch die Annahme eines Akteurs ersetzt, der aktiv auswählt und vor dem Hintergrund seiner Interessen Angebote bewertet. Aus dem passiven Rezipienten wurde damit ein aktiver Mediennutzer. Diesem aktiven Nutzer wurde mehr oder weniger ausdrücklich unterstellt, „frei“ zu entscheiden – und sei es durch den Verzicht, aus dem Medienangebot auszuwählen: der Druck auf den Aus-Knopf!

Das Menschenbild des „aktiven (=freien) Mediennutzers“ passt zweifellos besser zu unserem Selbstverständnis als „freie Bürger“ in einer „freien Gesellschaft“ als frühere Positionen, die stärker davon ausgingen, dass die Mediennutzer durch die Medien nachhaltig beeinflusst würden. Konfrontiert man die Grundannahmen der Vorstellung vom aktiven Nutzer jedoch mit Arbeiten und Überlegungen zur Willensfreiheit,

John: „Punitive sentiment as an anti-free rider psychological device“, in: *Evolution and Human Behavior*, 23, 3 (2002), S. 203-231.

26 Für dieses Verhalten wurde mit der „Theorie der teuren Signale“ bzw. des „Handicap-Prinzips“ von A. Zahavi auch eine inzwischen vielfach bestätigte evolutionsbiologische Theorie vorgelegt, vgl. dazu Uhl, Matthias/Voland, Eckart: *Angebot haben mehr vom Leben*, Heidelberg/Berlin 2002.

wie sie in den letzten Jahren aus der Hirnforschung kommen, so erscheint das Bild der freien Entscheider erneut und grundsätzlich revisionsbedürftig.

Wie G. Roth ausführt²⁷, liegen gut bestätigte empirische Befunde vor, die als Widerlegung des traditionellen Konzepts der Willensfreiheit gelten müssen. Logisch betrachtet, impliziert Willensfreiheit, dass der „freie Willensakt“ der Beginn der damit beschlossenen Handlung sein muss. Im Gegensatz dazu zeigen von Benjamin Libet und Mitarbeitern 1983 vorgelegte und seitdem mehrfach wiederholte und verbesserte Untersuchungen, dass dies nicht der Fall ist. Der Beschluss, etwas zu tun, geht der Einleitung der betreffenden Tätigkeit *nicht* voraus. Vielmehr *folgt* er ihr um einen Sekundenbruchteil. Das bedeutet: Als Systeme handeln wir bereits, *bevor* in dem Teilsystem, das für die Bewusstmachung von Denkprozessen zuständig ist, die Wahrnehmung entsteht: „Ich habe entschieden“. Obwohl kontraintuitiv, ist dieser Befund systematisch überzeugend. Anlagen und Erfahrungen können nur deshalb ihre überwiegend positiven Wirkungen entfalten, weil es keine Willensfreiheit im Sinne freier Setzungen gibt. Sie würden nämlich Erfahrung und Lerneffekte außer Kraft setzen und damit eine wichtige Steuerungsmöglichkeit autonomisierter Systeme behindern. Die skizzierten Befunde zur Willensfreiheit und Autonomie haben natürlich eine Fülle von Implikationen. Ich möchte abschließend nur auf zwei Folgen eingehen, die für unser Thema besonders wichtig sind.

Sprache dient sicherlich der Rechtfertigung „in uns“ getroffener Entscheidung in sozialen Kontexten. Aus sozialwissenschaftlicher aber auch aus anthropologischer Sicht sind Medien Mittel der Kommunikation. Dies bedeutet, so die sicher dominierende Vorstellung, dass ihre Funktion primär sozialer Natur ist. Als Träger kommunikativer Angebote dienen sie dazu, Verhalten zu koordinieren und eigene Zustände, Wünsche, Absichten und Beurteilungen der sozialen Umwelt zu signalisieren. Wenn unsere Selbstwahrnehmung als „freie“ Entscheider an die Wahrnehmung gebunden ist, dass wir entschieden haben – was auf der Ebene bewusster Feststellungen und des bewussten Abwägens von pro und contra kaum ohne Sprache geschieht –, so wird eine andere Funktion vor allem von Sprache deutlich, auf die auch G. Roth verweist. Sie dient

27 Roth, Gerhard: *Fühlen, Denken, Handeln. Wie das Gehirn unser Verhalten steuert*, Frankfurt a.M. 2001, S. 435ff.; Singer, Wolf: „Über Bewußtsein und unsere Grenzen. Ein neurobiologischer Erklärungsversuch“, in: Becker, A. (Hrsg.): *Gene, Meme und Gehirne. Geist und Gesellschaft als Natur*, Frankfurt a.M. 2003, S. 279-305.

dann in erheblichem Maße der Rechtfertigung von Alternativen, die auf unbewussten (angeborenen und gelernten) Präferenzen beruhen und über die auch an anderer Stelle entschieden wird, vermutlich im limbischen System. Diese Rechtfertigungsfunktion hat Sprache als wichtigstes Medium sicherlich in den vielen *sozialen* Kontexten, in denen wir unser Verhalten durch Sprache koordinieren, also Alternativen identifizieren und wieder reduzieren. So, wie das Bild des aktiven Mediennutzers zu unserem kulturell bedingten Selbstverständnis passt, so finden wir es plausibel und auch wünschbar, dass unsere sozialen Aushandlungen „vernünftig“ verlaufen, also sachliche Argumente und Gegenargumente heranziehen, sie abwägen und dann rational nachvollziehbar zu Übereinstimmungen gelangen. Natürlich wissen und beklagen wir oft genug, dass viele Aushandlungsprozesse „irrational“, „emotional“ und an persönlichen Interessen orientiert verlaufen. Wenn Sprache *auch* der sozialen Rechtfertigung der Folgen nicht bewusst wirkender Präferenzen dient, dann ist eben dieser so oft unbefriedigende Verlauf zu erwarten.²⁸

Es gilt jedoch noch eine weitere Folge zu bedenken. Die Rechtfertigungsfunktion von Sprache dürfte entgegen dem besonders sozialwissenschaftlichen Kommunikationsverständnis keineswegs auf soziale Beziehungen beschränkt sein. Im Gegenteil, man wird komplementär als zusätzliche Funktion die Selbstverständigung über externe und interne Sachverhalte annehmen müssen. Ein vielleicht paradigmatischer Fall sind die sogenannten ‚Aha‘-Erlebnisse. Man beschäftigt sich mehr oder weniger bewusst mit einem Problem. Plötzlich „hat man die Lösung“. Will man jedoch wissen, warum man die Lösung „hat“, braucht man Sprache als Mittel der Selbstverständigung.

Bleibt man nun beim Mittelcharakter von Medien und berücksichtigt, dass unterschiedliche Medien unterschiedliche Bereiche unseres Wahrnehmungssystems aktivieren, so muss man einen engen Zusammenhang erwarten zwischen Wirklichkeitskonstruktion, Handlungsvorbereitung bzw. -rechtfertigung und der Medienwahl, auch auf der Ebene der Kommunikation mit uns selbst bzw. der „Kommunikation in uns“. Die Folgen dieser Überlegung können hier nicht ausgeführt werden. Es muss genügen, darauf zu verweisen, dass aus Sicht der Medienwissenschaften damit der Zusammenhang zwischen unterschiedlichen Sinnesmodalitäten, Medien und Medienkombinationen sowie Wahrnehmungs-

28 Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen zu Sprache als Medium sozialer Rechtfertigung wäre auch eine Neulektüre von L. Boltanski und L. Thevenot (vgl. Boltanski, Luc/Thevenot, Laurent: *De la Justification. Les économies de la grandeur*, Paris 1991) angezeigt.

und Denkprozessen angesprochen ist. Damit ist aber auch die Wahrnehmungsbiologie involviert, und zwar auf der Ebene der Evolution, aber auch der Lokalisation unterschiedlicher Wahrnehmungssysteme und ihrer Interaktionen miteinander sowie ihres funktionalen Beitrags zur Generierung von Verhalten und Handeln.

Kehren wir abschließend zum Aspekt der Selektivität zurück. Die Arbeiten und Überlegungen zur Willensfreiheit stellen nicht in Frage, dass Medienproduktion und -nutzung vielfach konditionierte Selektionen einschließen. Problematisch wird jedoch die Frage „Wer selektiert?“ Wenn der traditionellerweise unterstellte „freie Akteur“ oder „freie Entscheider“ in unserer Wahrnehmung als „Ich“ oder als „meine freie Entscheidung“ dominiert, ihm faktisch aber nur eine zwar wichtige aber nicht entscheidende Rolle bei der Handlungserzeugung zukommt, dann muss auch die „Freiheit“ des Mediennutzers diskutiert und wahrscheinlich neu bestimmt werden. Was vor diesem Hintergrund für die Mediennutzer gilt, gilt eo ipso auch für die Medienmacher. Damit ergeben sich mindestens drei Fragen, die ich statt einer Zusammenfassung an Medienwissenschaften und Wahrnehmungsbiologie richten möchte:

- Wer oder was wählt Inhalte oder Gestaltungen aus?
- Wer oder was ist kreativ?
- Worin besteht die zurechenbare Leistung „Kreativität“?

